



Ein geheimerer Schriftsteller.

Novelle von Maxim Gorki.

In einer schmierigen Schenke, in einer dunstigen Masse halbbetrunkenen lustiger Menschen erzählte mir eines Nachts ein noch nicht alter, aber vom Leben arg zerzauster Mensch:

„Mich hat der Telegraphist Malaschin zugrunde gerichtet.“

Er neigte den Kopf mit der zerknüllten Jodeimütze, schaute unter den Tisch, gab seinem kranken Bein eine andere Lage, indem er es mit beiden Händen hochhob, und seufzte lange und heiser.

„Ja, der Telegraphist Malaschin. Unser Propst nannte ihn einen falschgestalteten Knaben, die Mädchen sagten — Malascha. Er war klein, gut gewachsen, mit rötigen Wangen, braunen Augen, dunklen Brauen, weiblichen Händen; richtig so einer, die man „hübsch“ zu nennen pflegt. Lustig mit jedermann freundlich, war er überall gern gesehen in unserem Städtchen, in dem dreitausendfünfhundert Einwohner ohne besondere Last die üblichen Pflichten von Menschen erfüllten. Als ich zwanzig Jahre alt war, packte mich derartig der Weilschmerz, daß meine Seele ganz krank war, mich quälte und schreckte die stille Emsigkeit der Menschen, unverständlich blieb mir der Sinn dieser Emsigkeit, ganz ratlos schaute ich alles an und einmal, im Drange der Gefühle, schrieb ich eine Erzählung „Wie die Menschen leben“. Als sie fertig war, schickte ich das Manuskript an die Zeitschrift „Niva“. Ich wartete auf die Entscheidung meines Schicksals eine Woche, einen Monat, zwei Monate und gab es dann auf: solche Sachen sind eben nicht für unsern.“

Vielleicht drei Monate oder noch länger waren verfloßen, da traf ich mal Malaschin.

„Ich habe eine Postkarte für dich“, sagte er.

Er gab mir die Karte, auf der zu lesen stand:

„Ihre Erzählung ist sehr langweilig geschrieben und man kann sie jedenfalls nicht als gelungen bezeichnen, aber Sie haben offenbar Talent. Schicken Sie uns mal wieder etwas!“

Ich will mich jetzt nicht weiter darüber auslassen, wie ich mich freute! Malaschin erzählte mir sehr liebenswürdig, er habe die Postkarte schon drei Tage in Händen. „Ich habe sie zufällig in der Post an mich genom-

men, um sie dir zu übergeben, und vergaß es nur immer wieder. Du schreibst also Erzählungen und müchtest wohl gern auch so ein Graf Tolstoi werden?“

Wir lachten beide und trennten uns dann. Aber noch an demselben Tage, als ich des Abends nach Hause ging, rief mir der Diakon, der gerade an seinem Fenster saß, zu:

„Hallo, du da, du . . . du Schriftsteller! Dir werde ich es schon besorgen.“ Und drohte mir mit der Faust. In meiner Freude legte ich weiter kein Gewicht auf die Gebärde des Diakons. Ich kannte ihn als einen phantastischen Menschen: in seiner Jugend wollte er immer zur Oper gehen, aber weiter als bis zum Dirigenten im Bischöflichen Chor hatte er es nicht gebracht, und es gelang ihm nicht, in der Gouvernementsstadt Karriere zu machen: sein Leiden blieb immer sein Streben nach allzu großer Unabhängigkeit in seinen Handlungen. Er trank viel und wenn er betrunken war, schlug er auf Wetten hin Walnüsse mit der Stirn auf; er brach's es fertig, ein ganzes Pfund Walnüsse mit der Stirn aufzuknaden, so daß die Haut schließlich platze. Er hatte immer eine Blechschachtel mit Zupflöckern in der Tasche, im Sommer mit kleinen Fröschen, im Winter mit Mäusen. Bot sich ein geeigneter Moment, so ließ er die Tierchen den Damen in den Hals-ausschnitt springen. Man verziehe ihm solche Scherze um seines heiteren Temperamentes willen und weil er sich so gut auf die Eigenheiten der Fische verstand. Er war ein glänzender Angler! Jedoch ah er sie selbst nie, weil er immer Angst hatte, an einer Gräte zu erstickn; seinen Fang schenkte er stets seinen Bekannten und stieg natürlich noch bedeutend in der allgemeinen Beliebtheit.

Also, so weit wären wir — freute ich mich. Ich war damals ein sehr bescheidener Jüngling von nachdenklichem Gemüt und nicht etwa hübsch.“

Er drückte mit den Lippen seinen dünnen, ausgeblasenen Schnurrbart an, blinzelte mit den gelben Augäpfeln seiner langweiligen Augen und goß sich mit zitternder Hand behutlos ein Glaschen Schnaps ein. Mit fünf- undzwanzig Jahren war er gewiß plump und knochig gewesen, keine ungehörigen Haare waren wohl rötlich, seine trüben Augen blau gewesen. Und im Gesicht hatte er wahrscheinlich eine Menge Sommerprossen gehabt.

Jetzt waren seine schlaffen Backen dicht durchzogen von einem engen Muster roter Adernchen, seine graue Trinkenase hing trübselig auf den Schnurrbart herab. Der Schnaps konnte ihn schon nicht mehr anregen. Er murmelte mit Anstrengung und wie im Schlaf:

„Ich fühle mich aber jetzt sofort als schöner Mann von ansehnlicher Erscheinung. Und obendrein hatte ich also Talent'e von selbener Art. Meine Seele stimmte ein Lied an wie eine Lerche. Ich begann wie toll zu schreiben, ganze Nächte arbeitete ich, die Worte flossen mir aus der Feder wie ein Bach. Diese Freude! Ich bemerkte, daß die Städ'er mich besonders aufmerksam betrachteten. Aha, dachte ich mir . . .“

Malaschin lud mich einmal zum Kaffee-einnehmer ein, der hatte eine Tochter, ein munteres, fedes Fräulein. Nun, und noch allerhand andere junge Leute waren da. Sie alle zeigten Interesse für mich und fragten mich aus:

„Sie schrij'stellern? Bitte, wollen Sie nicht Tee nehmen? Tun Sie doch, bitte, Zucker hinein.“

Oho, dachte ich, sogar Zucker soll ich mir hineintun? Ich rührte meinen Tee mit dem Löffel um, kostete — nanu, was ist das? Das schmeckt ja salzig! So salzig, daß es schon beinahe bitter war. Ekelhaft! Trotzdem trank ich rein aus Bescheidenheit. Plötzlich lachten alle im Chöre laut los. Malaschin sagte lächelnd zu mir:

„Was soll denn das aber heißen? Ein Schriftsteller muß doch alle Dinge unterscheiden können und du kannst nicht einmal Salz von Zucker unterscheiden? Wie ist das nur möglich?“

Mir wurde vor Verlegenheit ganz übel; verflucht, dachte ich . . . „Das ist natürlich nur ein Scherz“, sagte ich . . .“

Sie lachten nur noch lauter. Dann redeten sie auf mich ein, ich sollte ihnen doch meine Verse vorlesen. Denn ich hatte mich auch mit Versen versucht. Malaschin wußte das. Sie redeten mir alle zu:

„Dichter lesen immer ihre Verse vor, wenn sie eingeladen sind. Sie müssen das auch tun!“

Da mischte sich der großmächtige Sohn des Bürgermeisters ein und sagte:

Sabrik.

Von Heinrich Frei.

Ein schmutzig, graues, düsteres Gemäuer, durch strenge Fensterreihen unterbrochen. Ein trübsig, seelenloses Ungeheuer, das bis zum Ekel Menschenfleisch gerochen.

Und dennoch schön! Ein Sinnbild edler Kraft, mit einem Eingeweide voller Leben. Ein Arbeitstier, das neue Werte schafft, bereit zu spenden und bereit zu geben.

Erbaut ward es, den Schaffenden zu dienen und ist zum Fluch für Tausende geworden, zum Fluch für Millionen Arbeitsskiven, die es verdammt, die Seelen hinzumorden.

Wenn der Frühling in die Köpfe steigt.

Eine lustige Skizze von Karl Ettlinger, München.

Kennen Sie das schreckliche Gefühl, wenn man plötzlich so fürchterlich notwendig einmal dichten muß? Das ist ein abscheulicher Zustand, denn bis man die Siben nachgezählt hat, hat man gewöhnlich vergessen, wie das Gedicht weitergehen sollte, und dann fallen einem in der Regel gerade diejenigen Reime ein, die man nicht braucht, kurz, Nichten ist eine Schwerarbeit, und ich kann nur jedem raten: Tun Sie es nicht unter drei Mark die Stunde!

Bei mir ist es etwas anderes: Sobald der Frühling kommt, dann muß ich dichten. Der Regasus in meinem Innern beginnt zu wiehern, ich kann noch so ungeremtes Zeug denken, es reimt sich! Man trifft ja leider als Dichter so selten auf Verständnis, die Leute wollen immer, es soll ein Sinn in den Gedichten sein; so ein Unsinn, denn wenn ein Sinn darin sein soll, dann kann man's auch in Prosa sagen!

Gleich mein allererstes Gedicht hat mir schänden Untand eingetragen. Es lautete:

Der Estimo fröhlich Esbertan,
Der Runo ist ein Pavian.

Ich hatte dieses herrliche Epos mit Kreide an die Schultafel geschrieben, der Runo, unser Lateinlehrer, besog es gleich auf sich, und weil meine Mitschüler das Redaktionsgeheimnis nicht wahren, bekam ich zwei Stunden Arrest. So behandelt das Volk der Dichter und Denker seine Talente.

Dieses Frühjahr hat es mich ganz besonders heftig erwischt! Mein Regasus muß beim Steinnach gewesen sein, vielleicht hat ihm auch der Pariser Verjüngungsdoctor Affendrüsen eingesetzt, jedenfalls muß ich sagen: Ich sprudle die Verse nur gleich so hervor, ich brauche nur den Mund aufzumachen, schwupp ist es schon ein Gedicht — aber es wird nicht anerkannt.

Gestern früh, wie mir meine Hauswirthin den Kaffee brachte, ging es schon wieder los. Eigentlich wollte ich sie in Prosa begrüßen, aber ganz von selbst wurde es ein Gedicht:

Der Vogel singt, es schwimmt der Hecht,
Wenn ich dich seh', dann wird mir schlecht!
Erhabnes Weib, wenn ich dich schaue,
Dann schliefte ich sofort das Auge,
Und sage nur als Kritikus:
Dein Kaffee schmekt nach Rizinus!

Manches Weib würde Gott danken, wenn es in diesem Alter noch so feurig angedichtet würde, und früher, da wurden die Rinnelsänger noch gebührend belohnt, da kam das nicht vor, daß die bejüngene Dame ihrem Troubadour das Kaffeeabsett vor die Füße warf und schrie: „Den jwansten Vers kannst dir bei mei'm Rechtsanwaltschaft abholen, Papi, miserabliker!“ Wir leben nun einmal in einer profaischen Zeit, die Dichter haben es schwer, aber daß auch meine Hauswirth-

„Süe Verse schreiben überhaupt nur Soldaten!“

Die jungen Damen suchten ihm zu beweisen, daß er sich irre, und ich enifernte mich unbemerkt. Und von dem Abend an wurde ich von der ganzen Stadt gebets wie ein fremder Hund. Am ersten Sonntag traf ich den Diakon, der gerade mit seinen Angeln loszog, die Erde stampfend wie ein märchenhafter Elefant.

„Salt“, rief er. „Schriftstellern willst du, du dummer Kerl?“

Und ich habe mich drei Jahre lang für die Oper ausgebildet dabei will ich mich nicht etwa mit dir vergleichen. . . . Was bist du denn überhaupt? Eine Schmeißfliege bist du! Solche Fliegen wie du, die machen nur ihren Dreck auf den blanken Spiegel der Vierzehnter du Kackert, du. . . . Und er schimpfte mich derartig aus, daß es mich wirklich kränkte. Weshalb nur eigentlich? dachte ich.

Einige Zeit später sagte meine Tante — ich bin Waise und lebe bei meiner Tante — „Was ist das eigentlich für eine Geschichte? Die Leute reden, du schreibst. Laß doch den Unsinn! Es wäre Zeit, daß du heiratest. . . .“

Ich versuche ihr Karzuzumachen, daß doch dabei nichts Ungehöriges ist, daß sogar Grafen und Fürsten schreiben, daß das eine hochanständige aristokratische Beschäftigung ist. Aber sie fing nur an zu weinen und jammerte:

„Sieber Gott, welcher Böfewicht hat dir das nur beigebracht?“

Und Malaschin brüllte, wenn er mich auf der Straße traf:

„Guten Tag, du Dreiwertel-Graf-Tolstoi!“

Er hatte ein blödsinniges Liedchen gemacht, das die Jugend der Stadt grüßte, wenn sie meiner ansichtig wurde:

„Kanariemäße singen
Höchst rührend und sehr fein,
Trotzdem die Wähen bringen
Nicht einen Sechser ein!“

Ach dachte ich nur, da ist mal der Käfer unter die Hufe gekommen.

Man neckte mich so, daß ich mich gar nicht mehr auf der Straße zeigen konnte. Besonders der Diakon war wie verrückt: ich wartete nur noch darauf, daß er mich prügeln würde.

„Ich habe mich drei Jahre vorbereitet“, brüllte er immer wieder, und „du Lämml. . .“

So manchesmal sah ich nachts am Fluß und grübelte nach:

„Wie kam das nur? Wofür muß ich so leiden?“

Am Fluße war eine einsame Stelle, eine kleine Landzunge, und auf ihr ein Erlenshan. Dort schlief ich mich hin und jawe, wenn ich auf den Fluß schaute, das Gefühl als ob dieses dunkle Wasser, das schon die Stadt bespült hatte, durch meine Seele flöste und in ihr einen trüben, bitteren Niederschlag zurückließ.

Ich war mit einem jungen Mädchen bekannt, einer Kunststickerin, der ich reinen Herzens den Hof machte, und ich hatte den Eindruck, daß ich ihr auch gefiel. Sie hing aber bald an, allerhand Redensarten zu machen und fragte mich vorsichtig:

„Ist das eigentlich wahr, daß Sie in der Zeitung etwas über uns und über die Stadt geschrieben haben?“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

Sie zitterte sich und erzählte: „Malaschin hat Ihre Schreiberei in Händen und er liest allen daraus vor. Man lacht Sie überall aus und will Sie sogar durchprügeln, weil Sie sich dem Grafen Tolstoi verschrieben

haben. Weshalb haben Sie nur Malaschin Ihre Schreibereien gegeben?“

Der Boden wankte mir unter den Füßen, o weh, o weh, o weh! In der unglücklichen Erzählung ist von dem Akzessenehmer, von dem Diakon, von allen nicht sehr erfreulich die Rede! Natürlich war es mir nie eingefallen, mein Geschreibsel Malaschin zu geben — er hatte sich das Manuskript eben selbst auf der Post angeeignet. Meine kleine hatte aber noch mehr Bitterkeiten für mich:

„Meine Freundinnen lachen mich alle aus, daß ich mit Ihnen gehe! Ich weiß wirklich nicht recht was ich tun soll.“

„Ach ja“, dachte ich.

Ich ging dann zu Malaschin:

„Bitte, gib mir doch mein Manuskript wieder!“

„Aber was willst du denn damit, wenn die es doch abgelehnt haben?“ sagte er nur und gab es mir nicht wieder. Er gefiel mir aber, der Mensch. Ich mache immer wieder die Bemerkung — ebenso wie ganz unnütze Dinge oft viel mehr Freude machen als nützliche, ebenso haben wir manchmal einen Menschen, der uns nur schadet, gern. Auch das Beispiel paßt: Ein Arbeitspferd ist nie so teuer wie ein Rennpferd, und doch leben die Menschen von der Arbeit und nicht vom Pferderennen!

In der Weihnachswoche forderte mich Malaschin zum Maskenball auf. Er zog mich als Teufel an, in einen Pelz mit den Haaren nach außen, ich bekam Ziegenhörner auf den Kopf und eine Maske vor das Gesicht. Nun, wir tanzten also, und so wener, wie es Sitte ist, ich geriet in Schweiß und fühlte schreckliches Jucken im Gesicht!

Ich ging nach Hause; auf der Straße holten mich drei Masken ein und schrien:

„O ein Teufel! Haut ihn!“

Ich lief davon. Natürlich wurde ich eingeholt. Sie prügelten mich zwar nur ein bißchen, aber mein Gesicht brannte entsetzlich — ich hätte am liebsten laut geschrien. Was konnte das nur sein? Am Morgen kloch ich zum Spiegel, meine Bifage war unnatürlich rot, die Nase ganz dick, die geschwollenen Augen trännten. Na, dachte ich, die haben mich ja schön zugerichtet! Sie hatte die ganze Maske innen mit einer äganden Masse bestrichen, und als ich in Schweiß geraten war, hatte diese Schmiere mir die Haut zerstreifen. Fast fünf Wochen mußte ich herumkurieren, ich hatte schon Angst, die Augen zu verlieren. Doch es ging nochmal so ab.

Da merkte ich denn, daß meines Bleibens in der Stadt nicht länger war. Und ich verschwand in aller Stille. Seit der Zeit treibe ich mich nun schon an die dreizehn Jahre herum.

Er gähnte und schloß müde die Augen. Er sah aus wie ein Fünfziger. „Wovon leben Sie denn?“ fragte ich.

„Ich bin Pferdewechter, hier an der Rennbahn bin ich. Einem Berichterstatter liefere ich Material über die Pferde.“

Er lächelte langsam — ein gutes Lächeln war es — und sagte:

„Was Pferde doch für vornehme Tiere sind. Für Pferde gibt es gar keine Vergleiche. Nur hat mal eines mir ein Bein zerstmertert. . . .“

Er heuzte und fügte dann leise hinzu, als sage er einen Vers aus einem Gedicht her: „Mein Lieblich war es gerade. . . .“

(Mit besonderer Erlaubnis des Ralil-Verlages, Berlin, der die gesamten Werke Maxim Gorkis herausgibt, dem Bande „Erlebnisse und Begegnungen“ entnommen.)

Gieben Tote.

Von Franz Rotter.

in derart am „Niedergang Münchens als Kunststodt“ mitwirken würde, das hätte ich denn doch nicht geglaubt!

Jedenfalls nahm ich mir vor, heute wird nicht mehr gedichtet. Jedoch der Mensch denkt, der Frühling lenkt. Als ich mir meine Virginias kaufte, floh es mir unwillkürlich von den Lippen:

Der Lenz bläst in die Frühjahrstute,
Ich brauch' Virginias für die Schmutte.
Gib mir von diesen Dingen
Mit deinen Rosenfingern!
Doch darauf tu ich pochen:
Nicht lauter, wo zerbrochen.

Das Gedicht war noch gar nicht fertig, es sollten noch zwanzig weitere Strophen kommen, aber die Verkäuferin, diese g'schnappige Person, zog wahrscheinlich das Kino der Dichtkunst vor, sie ließ mich nicht zu Ende dichten, sondern sagte: „An Geistesranke wird nicht verkauft!“

Das muß man sich als Unsterblicher sagen lassen! Ist dieses Volk überhaupt wert, daß unereins in die Feier fährt. Es gibt keine Gerechtigkeit mehr! Den Dichter Frauenlob haben fernzeit die Frauen zu Grabe getragen — zu mir sagen sie höchstens, ich soll mich begraben lassen!

Keinen 3-Punkt dichte ich heute mehr, und wenn das ganze Rezept verloren geht, nahm ich mir vor. Und ich stieg in die Elektrische und laute zum Schöffner:

Das Reilchen blüht, es piept der Spatz.
Fahr'n Sie nach dem Odeonsplatz?
Pald sieht die Au in frischem Flor,
Geb'n S' gradeaus bis Siegestor!
Die Enten in dem Wasser tauchen,
Im Anhängewagen darf man rauchen!

Auch dieses Gedicht war noch gar nicht fertig, das war bloß die Einleitung, aber der Schöffner griff nach der Klingel, ließ den Wagen halten und sagte erläuternd zum Kontrollor: „Dem Herrn is' schlech: worn, ja, ja, die Grippe! A'virin und warme Widel, nachher kriagn S' scho wida an klaren Kopf! Gnote Besserung!“ Und dann half er mir beim Aussteigen.

Wer kommt da des Wees? Hurra, die Leni!
„Das is' guat, daß i di triff!“ lacht sie. „I hab so an Hunger auf Weiskwürsch!“ Und ich antwortete:

O Leuzeszeit, o Morgenrot!
Ich lieber ein Salamitrot!

Die Leni sah mich verdutzt an und erklärte entschieden: „Red soan Schmarrn! Weiskwürsch mag i, sag i!“ Und ich erwiderte, angefeuert durch den Reim „mag i, sag i“:

Schon wehen lau die Frühlingwinde,
Pald blü'n die Birle und die Linde,
Der Ruffbaum und der Mahagoni.
Kauf dir statt Weiskwürsch a Leoni!
(Münchener Burstorte.)

Seitdem bin ich mit der Leni verkracht. Ach, es ist nicht so leicht, sich als Dichter durchzusetzen! Ich hab meinem Freundeskreis mein Leid geklagt und sie haben mich liebevoll getröstet: „Nimm dir's nicht zu Herzen, Karlchen! Auch der Mastochse wird erst nach seinem Tode anerkannt!“

Die Brotfrage.

Es wächst der Mensch mit seinen Zwecken,
Das sieht man deutlich bei den Bäden
An ihrem Bauch.
Ach, wenn sich dies auf Semmeln, Wecken
Nur möcht' erstrecken
Nacht!

(„Leuchtralete“)

Es war im Mai des Jahres 1918. Die Natur grünte und sprohete und die Gärten dufteten nach Blüten und Blumen. Die Wälder, die Wiesen, die Gärten und Felder waren wieder lebendig, lebensfrisch und froh.

Die Menschen aber sahen es nicht.

An den Fronten tobte das gräßlichste Morde und die Frauen, Greise und Kinder im „Hinterlande“ gingen von Leid, Schmerz und Hunger gernüßt einen müden Gang. Durch die Länge des Krieges und seine unsäglichen Leiden stumpf geworden, lebten sie hoffnungslos dahin.

Der Streik der Wiener Munitionsarbeiter im Jänner desselben Jahres ließ wohl die Menschen allenthalben aufhorchen, aber nach seinem Zusammenbruche verfiel alles wieder in die alte Teilnahmslosigkeit und so ging an diesen Millionen von Menschen der Frühling spurlos vorüber.

Frühlingssonne lag über der nordböhmischen Landschaft.

Die Straßen von Haiba waren menschengefüllt. Mittagsspaße!

Die Arbeiter der Schrapnellhülsenfabrik gingen müde und hungrig in ihre Wohnungen. Militär in schmutzigen, zerfickten Monturen aing zur Menage und Kinder kamen aus der Schule.

Sie alle gingen ihren alten Gang: den Gang der Mäden, Hungrigen, Hoffnungslosen.

Plötzlich begann ein Raunen. Aflüstern und Fragen. Einzelne Gruppen blieben stehen. Soldaten hielten die anmarschierenden Kameraden auf, machten ihnen Mitteilung, gingen weiter, erzählten es Zivilleuten und durch die ganze Stadt verbreitete es sich wie ein Lauffeuer: Meuterei, Revolution!

Männer diskutierten, fluchten, schimpften, Frauen weinten. Mütter sagten ihren Kindern, jetzt wird der Vater wiederkommen, es wird Frieden!

Am Spätnachmittage dieses Tages boten die Straßen der Stadt ein wüstes Kriegsbild.

Das in Rumburg stationierte Militär war durch Frontdienst, Krankheit, Hunger und sadistische Brutalität ihrer Offiziere zur Verzweiflung getrieben und meuterte.

„Frieden, Frieden wollen wir“, verkündeten sie. „Nach Prag und dort machen wir Frieden!“ war ihre Losung.

Ein langer, zerrissener Zug müder, kranker, halb verhungelter Soldaten schlich die ständige StraÙe entlang.

Frauen brachten ihnen Wasser und Brot und fragten: werdet ihr wirklich Frieden bringen?

Da krach: an der Spitze des Zuges eine Salve.

Frauen und Kinder schrien auf, flüchteten in die Häuser.

Kartern von Maschinengewehren. Eine zweite Salve und eine dritte.

Die staatsstreuen Truppen sind Herr der Lage, die Meuterer gefangen und entwaffnet. Wer fliehen konnte, floh in die Häuser und Wälder.

Die Nacht brach herein. In tiefer Ruhe lag die Stadt. Sie und da huschte aus einer Haustür, einem Garten ein Soldat und schlich in den nahen Wald.

Der Mond leuchtete in den Kasernenhof und beschien die fahlen Gesichter einiger hunderte gefangener Meuterer, welche am Pflaster lagen und schliefen.

Und am anderen Tage gingen die Menschen

wieder ihren alten Gang: den Gang der Mäden, Hungrigen, Hoffnungslosen.

Einige Wochen später. Es ist am Vorabend des Fronleichnamfestes. An den Ecken der Straßen und des Marktplazes sind Altäre aufgebaut und morgen werden weißgekleidete Mädchen Blumen auf die Straßen streuen. Die gläubigen Christen werden singend und betend wohl damit vor den heiligen Bildern knien: „Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden!“

Das letzte Kreuzifix wird aufgestellt, da öffnet sich das Gefängnistor und sieben Menschen im Soldatenkleid: reiten ihren letzten Gang an: Den Gang zum Tode.

Arbei an den gottgeweihten Stätten, den Kreuzifixen und Heiligenbildern führt man die verurteilten Meuterer.

Die Sonne verfinst: und schaurig starren die Altäre in die Nacht. —

Draußen im Walde liegen sieben Tote.

Am anderen Morgen läuten die Kirchenglocken zum Fronleichnamsfest und weißgekleidete Mädchen streuen Blumen auf die Straßen.

Die Priester beten: „Dein Wille geschehe“ und leise murmelt der Chor der Gläubigen: „wie im Himmel also auch auf Erden!“

Im Walde weinen sieben junge mit Blut geschändete Bäumchen dicke, harzige Tränen.

Das Wunder.

Ich stieg als sehr junge Studentin mit meiner ersten Liebe, einem ebenso jungen Studenten, noch in den Vorortezug, der uns von einem Berliner Konzert nach Hause fuhr. Jeden in seinem Vorort. Draußen regnete es in Strömen.

Beim Einsteigen rutschte mein letzter Groschen, den ich für die Elektrische in Steglitz reserviert hatte, aus dem Portemonnaie und bleibt auf dem Fußboden liegen.

Ich bemerkte es, vergesse aber, benommen von Liebe und Erregung, ihn aufzuheben.

Plötzlich ruft mein Freund entzückt: „Ein Wunder! Ich besitze keinen Pfennig mehr und hätte bei dem Hundewetter von der Station nach Hause laufen müssen. Jetzt liegt da ein Groschen gerade zu meinen Füßen . . .“

Und hebt ihn auf und birgt ihn andächtig voll in seiner Tasche. Ein Wunder! Ein Liebeswunder!! Ein Wundergroschen!!

Ich konnte vor Lachen und Erschrecken kein Wort sagen und bin nachts allzu durch den Dreck nach Hause getrotten . . . Während mein Freund traumverloren bis zur nächsten Station fuhr und wundergläubig mit meinen Groschen in die Elektrische stieg.

Helene Buchtenkirch.

(Aus Hans Reimanns „Stachelschwein“.)

Berfische Weisheit.

Der Weise und sein Kleid. f

Ein Weiser kam nach einer Stadt und erfuhr, daß dort ein sehr freigelegter Mann wohne, der Reisende aufs Beste zu bewirten pflege. Der Weise, der in alten Kleidern steckte, begab sich also zu jenes Mannes Haus. Doch erzeigte ihm der Reiche nicht die geringste Freundlichkeit, ja er ließ ihn nicht einmal wiederliegen. Da sah die Scham den Weisen, und er ging eines Weges. Am nächsten Tage beschaffte er sich eine prächtige Ausstattung an Kleidern, schmückte sich damit und begab sich aufs neue zu dem Reichen. Er begrüßte ihn diesmal mit dieser Verneigung, lud ihn ein, an seiner Seite Platz zu nehmen,

und ließ die leckersten Gerichte auftragen. Der Kaiser setzte sich zu Tisch. Doch er aß nicht, sondern schmeckte Speisen und Getränke auf seine Kleider. Verwundert fragte ihn der Herr des Hauses, was er da beginne. Er antwortete: Gestern kam ich in alten Kleidern hierher, da hostest du mir keinen Bissen zu essen. Heute, da ich fein gekleidet bin, mag ich glauben, daß diese Mahlzeit nicht für mich, sondern für meine Kleider bestimmt sei."

Scherzhafte Rechenaufgaben.

Auf einem Dache sitzen sechs Tauben. Eine davon wird heruntergeschossen, wie viele bleiben sitzen?

Wieviel gibt 2×3 und ein pflichttreuer Schutzherr zusammen?

Wieviel gibt 2×3 und ein pflichttreuer Schutzherr zusammen?

Wieviel gibt 2×3 und ein pflichttreuer Schutzherr zusammen?

Neun Personen sollen neun Eier miteinander teilen, jede soll ein Ei bekommen, und doch soll ein Ei in der Schüssel liegen bleiben. Wie geschieht die Teilung?

Wieviel gibt 2×3 und ein pflichttreuer Schutzherr zusammen?

Eine Frau kaufte zwölf große und zwölf kleine Äpfel. Sie verteilte diese unter ihre sieben Kinder zu genau gleichen Teilen. Wie bewerkstelligte sie die Teilung auf die einfachste Weise?

Wieviel gibt 2×3 und ein pflichttreuer Schutzherr zusammen?

In einer Familie sind fünf Söhne, jeder von ihnen hat eine Schwester. Wie viele Kinder zählt die Familie?

Frage: Ein Mädchen treibt Gänse auf die Weide. Eine läuft vor zweien, eine zwischen zweien, eine hinter zweien. Wie viele Gänse hatte das Mädchen?

Wieviel gibt 2×3 und ein pflichttreuer Schutzherr zusammen?

Rasmussens lehrreiches Jagd-erlebnis.

Der bekannte dänische Polarforscher Knud Rasmussen erzählt in skandinavischen Blättern von einem abenteuerlichen Erlebnis, das er während seiner letzten Reise nach Grönland gehabt hat. „Es war ein böser Winter gewesen“ so schreibt Rasmussen, „die Jagd war schlecht, die Vorräte waren zu Ende. Nun hieß es, auf die Jagd gehen und Beute nach Hause bringen. Ich entschloß mich, zusammen mit Quakinal, einem der besten Eskimojäger, das Glück zu versuchen und einen Jagdausflug zu unternehmen. Tagelang wanderten wir über die unendliche Eiswüste, ohne irgendein Tier zu treffen. Eines Tages bot sich unseren Augen ein Schauspiel, das uns den Atem anhalten ließ. Ein großes Eisfeld, das im Glanz des herrlichen Polarlichtes vor uns lag, war mit einer dichten Masse von Tieren bevölkert. Eisbären und Polarfüchse machten sich an dem Kadaver eines Walrosses zu schaffen. Nie habe ich eine derartige Menge von Eisbären, dieser schönen Tiere, die man überhaupt selten trifft, an einem Fleck beisammen gesehen. Es waren ihrer vielleicht zwanzig, alles herrliche Exemplare mit prächtigem Fell. Die Füchse gaben scharfe Laute von sich, die Bären brummten; alle diese seltsamen Tierlaute

vereinigten sich zu einer eigenartigen Symphonie der Polarlandschaft. Quakinal war außer sich vor Freude. Einen solchen Tierreichtum hatte er noch nie gesehen. Er war ein einfacher Jäger, der jubelte, wenn er ein Stück Wild erlegen konnte. Hier aber stand er vor einer Fülle, mit der er nicht fertig werden konnte. „Das schickt uns die Göttin des Eismeres, die große Sulefab!“ sagte der Eskimo.

Inzwischen waren einige der Bären müde geworden, einige stritten sich noch um die Beute. Nachdem wir eine Zeitlang schweigend das Schauspiel genossen hatten, nahm Quakinal sein Gewehr von der Schulter und legte an. Ein Schuß zerriß die kalte, klare Luft, von dem die Tiere aber keine Notiz nahmen, da von Zeit zu Zeit Eisblöcke mit demselben scharfen Knall barsteten. Ein Bär taumelte — er war an den Tagen getroffen. Seine Genossen dachten wahrscheinlich, er sei von einem der Jäger gebissen worden. Die Folge war ein allgemeiner wilder Streit. Noch zwei Schüsse knallten, und noch zwei Bären wälzten sich in ihrem Blut. Quakinal schien sich offenbar die Gefahr, der wir ausgesetzt waren, nicht bewußt zu sein. Die Göttin des Eismeres stand uns aber tatsächlich bei. Die Polarfüchse, deren Zahl sich inzwischen stark vermehrt hatte, die in genügender Masse den Bären außerordentlich gefährlich werden, griffen plötzlich die Eisbären an. Hals über Kopf flüchteten die mächtigen Tiere vor der Meute der heulenden Polarfüchse. Bald verschwand die ganze Masse hinter den Eisbergen. Auf der blutgetränkten Walstatt: blieben zwei Bären und viele Füchse, die wir geschossen hatten, liegen. Wir hatten Mühe, unsere unerwartet große Beute auf den Hundeschlitten zu verladen, und noch größere Schwierigkeiten, die schwere Last glücklich nach Hause zu bringen. Dort angekommen wurden wir, besonders aber Quakinal, von seinen Stammgenossen stürmisch gefeiert. Er ist seitdem ein berühmter Mann geworden, da ihm die große Göttin des Meeres beigegeben hat.“

Allerlei.

Was Monte Carlo einbringt. Das Kasino von Monte Carlo, die größte Spielhölle der Welt, veröffentlicht soeben ihren Jahresbericht, demzufolge eine Dividende von 725 Franken auf jede 500-Franken-Aktie verteilt wird; es ist die gleiche Dividende wie im Vorjahre. Die Einnahmen waren aber im letzten Rechnungsjahre, das vom 1. April 1927 bis 31. März 1928 geht, geringer als im Vorjahre; sie betragen 152 Millionen Franken gegenüber 161 Millionen Franken. Der Reingewinn ist von 98 Millionen Franken im Jahre 1926/27 auf 91 Millionen Franken gefallen. Die Dividenden beanspruchen in diesem Jahre eine Summe von 53 Millionen Franken, während die überschüssige Summe für Reserven und den Ankauf neuer Bestimmungen verwendet wird.

Warum werden die Fische von Salzwasser nicht durstig? Diese Frage ist zunächst mit einer Gegenfrage zu beantworten: woher weiß man, daß sie nicht durstig werden? Denn es ist nicht leicht festzustellen, wieviel ein Fisch trinkt. Sicher ist nur, daß er, wie alle anderen Organismen, Wasser zu sich nehmen muß, um existieren zu können. Bei einer Untersuchung hat man festgestellt, daß die Muskeln eines Salzwasserrisses einen größeren Salzgehalt haben als die Muskeln anderer Tiere; man hat auch bemerkt, daß zwischen Salz- und Süßwasserfischen in dieser Hinsicht kein merkbarer Unterschied besteht. Man weiß ja, daß viele Fischarten von Salzwasser in Süßwasser übersiedeln und umgekehrt, hat aber nicht beobachten können, welche Maßregeln sie treffen, um in den verschiedenen Fällen den

Salzgehalt zu regeln. Sie müssen eine besondere Fähigkeit haben, den Salzüberschuß rasch aus dem Blut auszuscheiden. Ob sie dabei nicht durstig werden, ist sehr die Frage.

Kafetenschuß nach Amerika. Wie ein Hamburger Abendblatt meldet, will Sander zum Ausbau seines Koffeinantriebsystems in der Lüneburger Heide bei dem Orte Unterlüß eine Schienenbahn bauen, auf der ein Sonderfahrzeug abgeschossen werden kann, mit dem eine Höhe von 150 Kilometer erreicht werden soll. Sander soll die Absicht haben, eine große Kaffeeherzstellung, die von Europa nach Amerika hinübergeschossen werden soll.

Weiteres.

Der Vorsichtige. „Fühlen Sie sich verlegt?“ fragte der Automobilist besorgt den Mann, den er angefahren hatte und der sich jetzt die schmerzenden Glieder rieb. „Ich weiß es noch nicht. Ich werde erstmals mit meinem Rechtsanwalt sprechen,“ war die Antwort.

Ueberraschen. Der Polizist ruft „Halt!“ Aber der Chauffeur fuhr weiter. „Halt, halt, halt!“ rief der Polizist mit altem Stimmenaufwand. Da drehte der Chauffeur endlich den Kopf und hielt. „Warum halten Sie nicht? Schnauze ihn das Auge des Gesichts an.“ „Ich dachte, es sei einer, den ich überfahren hatte.“ sagte darauf der Chauffeur mit naiver Offenheit.

Die verkannte Glase. Das Auto war in der Dunkelheit gegen einen Meilenstein gefahren, war umgekippt und die 6 auf das sorgfältigste in Felze und Fußsüde eingehüllten Insassen waren in den Schnee des Chauffeegrabens gepurzelt, wobei ein dicker Herr mit großer Glase den Hut verlor. Bei dem allgemeinen Bestreben, sich aus dem strampelnden Chaos herauszuarbeiten, faßte die Hand einer Dame auf diese Glase und wurde mit einem erschreckten „Huch!“ wer ist das? schnell zurückgezogen. „Hier Müller!“ ächzte der Glasebesitzer als Antwort. „Ach Gott, Herr Müller,“ rief da jene Dame voll Entsetzen aus, „Sie haben sich aber gut die Hosen zerissen.“

Vergehlich. Er war stark gedächtnislos. So hatte ihm seine Frau einen Wollfaden um das Handgelenk gebunden, damit er sich die Haare auch sicher schneiden lasse. Auf dem Wege nach Hause bemerkte er den Wollfaden und ging gleich in den nächsten Friseur-Salon. „Bitte sehr, mein Herr?“ fragte der Friseur. „Ich möchte mir das Haar schneiden lassen.“ lautete die Antwort. „Ganz gern,“ meinte der Haarkünstler, „aber ich habe sie Ihnen ja schon heute vormittag geschritten!“

Chinesisches. „Wo warst du und was hast du getrieben, Ruf?“ fragte Nympha ihren Gatten. — „Eine kluge Frau fragt nie danach, was ihr würdiger Gatte tut“, erwiderte dieser. — „So“, meinte Nympha, „aber ein kluger Mann kann danach fragen, was seine Frau treibt?“ — „Ein kluger Mann“, versetzte Ruf, „hat keine Frau.“

Rätsel-Ecke.

Die fehlende Mittelsilbe.
a an ar af be ben ber chun chun frei jo la laf
lon lon la lat ma men mer ren ren ren ur ver.
Aus vorstehenden vierundzwanzig Silben sind zwölf dreifelhige Wörter zu bilden mit gleicher zu ergänzender Mittelsilbe. Wie heißt die Silbe, und wie heißen die Wörter?
Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:
Magisches Quadrat: Uller, Beine, Birne, Ende, Kockel.